

---

Jörn Glasenapp

## Vom Urvater zum Prothesengott

*Freuds Technikanthropologie und ihr religionspsychologisches Fundament*

---

Das Schicksal – das Privileg und die Ehre – des Menschen  
ist es, niemals ganz zu erreichen, was er sich vornimmt  
und bloßer Anspruch, lebendige Utopie zu sein.  
Immer schreitet er der Niederlage entgegen  
und schon ehe er in den Kampf eintritt,  
trägt er die Wunde an der Schläfe.

José Ortega y Gasset, *Glanz und Elend der Übersetzung*<sup>1</sup>

*I. Das Ungeheuer oder: Understanding prostheses.* – »Eigentlich können wir auf nichts verzichten, wir vertauschen nur eines mit dem andern; was ein Verzicht zu sein scheint, ist in Wirklichkeit eine Ersatz- oder Surrogatbildung.«<sup>2</sup> Die kühne Behauptung, mit der Sigmund Freud in seiner Abhandlung *Der Dichter und das Phantasieren* (1908) dem Leser entgegentritt, fand er unter anderem im Rauchen bestätigt. Es sei ein Ersatz für die Onanie, den Prototyp aller Süchte, so erklärte er,<sup>3</sup> der Raucher par excellence, der bereits in jungen Jahren nikotinabhängig war und es bis zum Ende seines Lebens bleiben sollte<sup>4</sup> – und dies, obgleich er im Alter von 67 Jahren, aller Wahrscheinlichkeit nach seines exzessiven Tabakkonsums wegen, an Gaumenkrebs erkrankte. Infolgedessen musste er sich zahlreichen, zum Teil schweren Operationen unterziehen, bei denen eine Resektion des größeren Teils des rechten Oberkiefers, eines beträchtlichen Teils des Unterkiefers, des rechten weichen Gaumens sowie der Backen- und Zungenschleimhaut vorgenommen wurde.<sup>5</sup> Seitdem musste Freud eine Kieferprothese tragen, die für ihn zu einer niemals versiegenden Quelle von Schmerzen und anderem Ungemach wurde. Einen Eindruck hiervon vermittelt uns sein Schüler Ernest Jones, in dessen Freud-Biografie es wie folgt heißt:

Die gewaltige Prothese, eine Art vergrößertes Gebiß oder Obturator, durch den der Mund gegen die Nasenhöhle abgeschlossen wurde, war etwas Schreckliches; sie bekam den Namen »das Ungeheuer«. Erstens ließ sie sich sehr schwer herausnehmen undiedereinsetzen, weil Freud außerstande war, den Mund weit zu öffnen. So wollte es einmal den vereinten Anstrengungen von Freud und seiner Tochter, die sich eine halbe Stunde lang abmühten, nicht gelingen, sie einzusetzen; man mußte

den Chirurgen holen. Dann hatte das Instrument, um seinen Zweck zu erfüllen, das heißt um den Hohlraum darüber abzuschließen und so das Sprechen und Essen möglich zu machen, ziemlich fest anzusetzen. Dadurch bildeten sich aber infolge der beständigen Reizung wund Stellen, die bis zur Unerträglichkeit schmerzten. Wenn man es jedoch für länger als ein paar Stunden herausnahm, schrumpften die Gewebe ein, und dann ließ sich das Gebiß ohne Änderung nicht wieder einsetzen. Von jetzt an wurde Freuds Sprechen sehr mangelhaft; je nach dem Sitz des Gebisses ging es manchmal besser, manchmal schlechter. Es tönte nasal und schwer, etwa wie bei jemandem mit Spaltgaumen. Auch das Essen war eine Prüfung, bei der er am liebsten allein blieb.<sup>6</sup>

Angesichts seiner leidigen Erfahrungen mit dem »Ungeheuer« dürfte kein allzu großer Zweifel daran bestehen, dass Freud sehr genau wusste, was er unter einer Prothese zu verstehen hatte – und zwar das, was auch die landläufige Meinung in ihr erkennt: einen künstlichen Ersatz, der an das unwiederbringlich verloren gegangene Ersetzte nicht im Mindestens heranreicht, es durch seine Defizienz ihm gegenüber jedoch stetig präsent hält und somit gleichsam zum Anwesend-Abwesenden werden lässt. Dass der Prothese eine auf Ergänzung, Erweiterung oder gar Verbesserung des Bestehenden abzielende Qualität innewohnen könnte – immerhin geht der Begriff nicht zuletzt auf das griechische *próthesis* (»das Hinzufügen«) zurück –, bleibt hierbei komplett außen vor. Und doch fällt, wenn ebendiese Qualität zur Sprache kommt bzw. vom so genannten *prosthetic impulse* die Rede ist,<sup>7</sup> mit schöner Regelmäßigkeit der Name Freuds, was sich einer Passage, oder vielleicht sollte man besser sagen: einer Lesart einer Passage aus dessen 1930 erschienenem Spätwerk *Das Unbehagen in der Kultur* verdankt, in welcher der mit seinen technischen »Hilfsorganeln« ausgestattete Mensch als »eine Art Prothesengott«<sup>8</sup> tituiert wird.

Vor allen Dingen bei medientheoretisch Interessierten verfängt diese Lesart, die es ihnen ermöglicht, den »Vater der Psychoanalyse« als einen Vorläufer des »Vaters der Medienwissenschaft«, Marshall McLuhan, zu reklamieren. Zu Recht, könnte man meinen. Denn hatte Freud nicht bereits längst ausgeführt, was McLuhan erst ab Mitte der 1960er Jahre fortwährend konstatieren sollte – nämlich, dass es sich bei Techniken jedweder Couleur um Körperausweitungen bzw., wie es der Untertitel von *Understanding Media* (1964) formuliert, »extensions of man« handelt, die den menschlichen Handlungs-, Wahrnehmungs- und Erkenntnisraum ausdehnen, das heißt die Körperfunktionen erheblich effizienter erfüllen.<sup>9</sup> Zweifel hieran muten angesichts folgender Behauptung Freuds einigermaßen unangebracht an: »Mit all seinen Werkzeugen vervollkommenet der Mensch seine Organe – die motorischen wie die sensorischen – oder räumt die Schranken für ihre Leistung weg.«<sup>10</sup> Platziert sind diese Worte direkt vor einem halbseitigen Prothesenkatalog, der dem Leser diverse technische Errun-

genschaften als Körperextensionen vorstellt und auf den ersten Blick nicht viel mehr zu tun scheint, als das Konstatierte (und damit Freuds Vorreiterrolle in Bezug auf McLuhan) zu bestätigen. So ist denn unter anderem von »Motoren« die Rede, welche »ihm [dem Menschen] riesige Kräfte zur Verfügung [stellen], die er wie seine Muskeln in beliebige Richtungen schicken kann«, von Schiff und Flugzeug, mittels deren er die ihm fremden Sphären Luft und Wasser erobert, vom Mikroskop, das ihn die »Grenzen der Sichtbarkeit« überwinden hilft, oder aber vom Telefon, durch das er »aus Entfernungen [hört], die selbst das Märchen als unerreichbar respektieren würde.«<sup>11</sup> Keine Frage: Bis hierhin klingt der Katalog nicht nur für Freuds Verhältnisse nachgerade euphorisch; ja, man könnte meinen, es ginge dem Autor darum, zu zeigen, dass es der Mensch auf seinem Vervollkommnungskurs schon enorm weit gebracht hat und auf dem besten Weg ist, sein Ziel, die totale Naturbeherrschung, zu erreichen.

Doch dann wendet sich das Blatt auf einmal, führt uns die Aufzählung plötzlich in eine unerwartete, das Vorangegangene revidierende Richtung – und zwar mit ihrem letzten Glied, dem Verweis auf das »Wohnhaus«.<sup>12</sup> Denn obgleich sich dieses, wie es uns McLuhan in *Understanding Media* vorführt, problemlos analog zur Kleidung als Verstärkung der menschlichen Haut begreifen ließe und es damit innerhalb des Körperextensionenkatalogs einen durchaus passenden Platz fände,<sup>13</sup> wählt Freud einen dezidiert anderen Weg, um sich ihm zu nähern. Ihm nämlich gilt das Haus als »ein Ersatz für den Mutterleib, die erste, wahrscheinlich noch immer ersehnte Behausung, in der man sicher war und sich so wohl fühlte.«<sup>14</sup> Das heißt, jene geradezu technikbegeistert anmutende Aufzählung, die das menschliche Prothesenarsenal im prosthetischen Sinne als Erweiterungs- und Vervollkommnungssystem versteht, stellt am Ende selbst ihr technikanthropologisches Kernargument in Frage, indem sie auf jenes übliche Prothesenverständnis zusteuert, dem wir bereits im Zusammenhang mit dem »Ungeheuer« begegnet sind. Ihm zufolge hat die Prothese als ein das Ersetzte eher schlecht als recht substituierender und dadurch die Sehnsucht nach ihm wachhaltender Ersatz zu gelten, mithilfe dessen der selbstredend zum Scheitern verurteilte Versuch unternommen wird, einen verloren gegangenen Idealzustand zu restituieren. Denn was sollte schöner sein als das einstige Leben im Mutterleib?<sup>15</sup> Oder anders gesagt: Mag es auch noch so viele Artefakte und Errungenschaften geben, die als Erweiterungen durchgehen können; in letzter Konsequenz handelt es sich bei ihnen um Veräußerlichungen regressiver psychischer Bedürfnislagen, haben wir es bei der Prothetik nicht mit einem in die Zukunft weisenden Bemühen um stete Perfektibilisierung zu tun, sondern, ganz im Gegenteil, mit der grundsätzlich vergeblich bleibenden Arbeit an der Rückkehr. Als ersten Etappenbefund können wir demnach festhalten: Der eigentliche Motor des technischen Voran ist die unbewusste Sehnsucht nach dem Zurück.

Getrost dürfen wir hierin eine Parallele zum Triebgeschehen erkennen, wie es Freud bereits zehn Jahre zuvor in seiner hoch umstrittenen Abhandlung *Jenseits des Lustprinzips* (1920) vorgestellt hatte, die als entscheidendes Scharnier zum düsteren Spätwerk des Autors und damit auch und vor allem zu *Das Unbehagen in der Kultur* betrachtet werden kann. Ausgehend von der grundsätzlich »konservativen Natur des Lebenden«<sup>16</sup> sowie der Erkenntnis, »daß alle Triebe Früheres wiederherstellen wollen«,<sup>17</sup> also ihrem Wesen nach regressiv sind, lehnt Freud die immer wieder vorgebrachte Vorstellung, der zufolge dem Menschen ein Vervollkommnungstrieb innewohne, kategorisch als »wohlthuende Illusion« ab. »[W]as man an einer Minderzahl von menschlichen Individuen als rastlosen Drang zu weiterer Vervollkommnung beobachtet«, so führt er aus,

läßt sich ungezwungen als Folge der Triebverdrängung verstehen, auf welche das Wertvollste an der menschlichen Kultur aufgebaut ist. Der verdrängte Trieb gibt es nie auf, nach seiner vollen Befriedigung zu streben, die in der Wiederholung eines primären Befriedigungserlebnisses bestünde; alle Ersatz-, Reaktionsbildungen und Sublimierungen sind ungenügend, um seine anhaltende Spannung aufzuheben, und aus der Differenz zwischen der gefundenen und der geforderten Befriedigungslust ergibt sich das treibende Moment, welches bei keiner der hergestellten Situation zu verharren gestattet, sondern nach des Dichters Worten »ungebändigt immer vorwärts dringt« [..]. Der Weg nach rückwärts, zur vollen Befriedigung, ist in der Regel durch die Widerstände, welche die Verdrängungen aufrecht halten, verlegt, und somit bleibt nichts anderes übrig, als in der anderen, noch freien Entwicklungsrichtung fortzuschreiten, allerdings ohne Aussicht, den Prozeß abschließen und das Ziel erreichen zu können.<sup>18</sup>

Es handle sich um nichts anderes als eine »Flucht nach vorn«,<sup>19</sup> so Paul Ricoeur zu der von Freud beschriebenen Bewegung, die es auch und vor allem dann im Auge zu behalten gilt, wenn der Prothesengott zur Diskussion steht. Der schillernde Begriff bezeichne den durch seine Körperextensionen (fast) zum Gott vervollkommenen Menschen, so die übliche Lesart, die gewiss nicht falsch ist. Allerdings übersieht sie für gewöhnlich, was für Freud schlussendlich das Entscheidende ist: nämlich, dass der technisch »aufgerüstete« und dadurch vergottete Mensch gleichsam sich selbst als Prothese bzw. Ersatz dient, um die Lücke zu schließen, die durch den Tod Gottes bzw. dessen Abtreten infolge der Säkularisierung entstanden ist, dass es sich beim Prothesengott also zunächst und zuvorderst um eine Gottprothese bzw. einen Gottersatz handelt. Kurz: Weil die Rückkehr zu Gott (und mit ihm, wie wir sehen werden, zum Vater) verstellt ist, schreitet der Mensch voran und wird (beinahe) selbst zum Gott.<sup>20</sup>

Das Gesagte in Rechnung gestellt, sollte hinreichend deutlich geworden sein, dass man Freuds technikanthropologischen Auslassungen über einen an McLuhans Extensionsaxiom geschulten medientheoretischen Zugriff nicht im

Entferntesten gerecht wird. Vielmehr hat man sie im Kontext bzw. als Bestandteil von Freuds trieb-, vor allem aber religionstheoretischen Überlegungen zu betrachten – und genau dies soll im Folgenden geschehen. Hierbei wird meine Argumentation einen weiten Bogen schlagen und von jener illustren Gestalt ihren Ausgang nehmen, auf die Freud zufolge so gut wie alles – und damit auch alles den Prothesengott Betreffende – zurückzuführen ist: dem Urvater.

2. *Der Urvater und die progressive Regression.* – Sein nicht anders als spektakulär zu nennendes Debüt auf der psychoanalytischen Bühne feierte der Urvater bekanntlich 1913 in *Totem und Tabu*, der ersten großen kultur- und religionstheoretischen Schrift Freuds, in der es diesem unter anderem um die Psychogenese der Religion geht. Zahlreiche weitere Auftritte sollten folgen, kurze wie etwa in *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* (1915),<sup>21</sup> *Übersicht der Übertragungsneurosen* (1915),<sup>22</sup> *Eine Teufelsneurose im siebzehnten Jahrhundert* (1923),<sup>23</sup> *Die Zukunft einer Illusion* (1927)<sup>24</sup> oder *Das Unbehagen in der Kultur*,<sup>25</sup> längere wie in *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921)<sup>26</sup> oder *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* (1939).<sup>27</sup> Ja, man könnte meinen, dass seit *Totem und Tabu* Freud, wann immer er sich Fragen der Kultur, Gesellschaft oder Religion annimmt, auf den Urvater zu sprechen kommt – nicht eben zur Freude großer Teile der Forschung. Die nämlich tut das, was in *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* als »Urvatertragödie«<sup>28</sup> bezeichnet wird und laut Freud das Initial jeglicher Form von Kulturbildung darstellt, gemeinhin als das Produkt einer allzu hochfliegenden Phantasie ab, das keinerlei Anspruch auf historische Wahrhaftigkeit erheben kann.<sup>29</sup> Reichlich respektlos und sichtlich alliterationsverliebt spricht Friedrich Kittler gar von »blühende[m] Blödsinn«.<sup>30</sup> Uns freilich soll es nicht interessieren, ob die Kritik berechtigt ist oder nicht, denn für unsere Bemühungen, das religionspsychologische Fundament von Freuds Technikanthropologie freizulegen, ist der Umstand, dass dieser dem primordialen Gründungsgeschehen den Status eines realen Faktums unterstellt, allemal hinreichend.

Genau genommen stellt der Urvater einen Import dar. Exporteur ist der von Freud seit früher Jugend verehrte Charles Darwin,<sup>31</sup> dessen Abhandlung *The Descent of Man* (1871) unter anderem mit der Hypothese von der Urhorde aufwartet. Ihr zufolge lebte die Menschheit anfänglich primatengleich in kleinen Gruppen, die als durch und durch patriarchale Gebilde jeweils von einem tyrannischen und gewalttätigen Vater angeführt wurden. Eifersüchtig reklamierte dieser die weiblichen Mitglieder für sich und vertrieb die heranwachsenden Söhne. Schon zu Darwins Zeiten war dieser Nullpunkt der Vergesellschaftung *in realiter* nicht mehr beobachtbar. Stattdessen galt als die »primitivste« noch existierende Organisationsform menschlichen Zusammenlebens der aus gleichberechtigten Mitgliedern bestehende Männerverband. Dieser wiederum sei, so

Freud, aus der vaterdominierten Urhorde hervorgegangen, und zwar durch den Mord an ihrem Anführer, den uns Freud geradezu szenisch vergegenwärtigt:

Eines Tages taten sich die ausgetriebenen Brüder zusammen, erschlugen und verzehrten den Vater und machten so der Vaterhorde ein Ende. Vereint wagten sie und brachten zustande, was dem einzelnen unmöglich geblieben wäre. (Vielleicht hatte ein Kulturfortschritt, die Handhabung einer neuen Waffe, ihnen das Gefühl der Überlegenheit gegeben.) Daß sie den Getöteten auch verzehrten, ist für den kannibalen Wilden selbstverständlich. Der gewalttätige Urvater war gewiß das beneidete und gefürchtete Vorbild eines jeden aus der Brüderschar gewesen. Nun setzten sie im Akte des Verzehrns die Identifizierung mit ihm durch, eigneten sich ein jeder ein Stück seiner Stärke an.<sup>32</sup>

Freilich können die Mörder die Ernte ihrer Tat nicht einfahren. Grund hierfür ist zunächst einmal ihre Gefühlsambivalenz dem Ermordeten gegenüber. Schließlich waren sie diesem nicht nur in Hass, sondern auch in Liebe verbunden, wobei letztere, vor und während der Tat noch unterdrückt, nach derselben machtvoll zurückflutet und das Gefühl des Triumphs in eines der Reue umschlagen lässt. Ein Schuldbewusstsein entsteht, dem Freud, weil es zum Generator alles Weiteren avanciert, das Attribut »schöpferisch«<sup>33</sup> zuweist. Sein erster »Effekt« ist ein »nachträgliches Gehorsam«<sup>34</sup> der Söhne bzw. deren Verinnerlichung der Herrschaft des Vaters, der nun, als Toter, mächtiger ist, als er es als Lebender je war – auch und vor allem deshalb, weil die Option der Flucht vor ihm nun nicht mehr besteht. Wer hier bereits Konturen des einige Zeit später auf den Plan tretenden Über-Ichs sich abzeichnen sieht, liegt natürlich vollkommen richtig. Ebendies findet seine Bestätigung in *Das Ich und das Es* (1923), wo es unter Rekurs auf die in *Totem und Tabu* gemachten Befunde heißt, dass »[d]as Über-Ich [...] aus jenen Erlebnissen [entstand], die zum Totemismus führten.«<sup>35</sup> Pointierter und mit Blick auf die ihm inhärente Ironie ließe sich der Sachverhalt auch wie folgt fassen: Das Über-Ich als grenzsetzende Instanz verdankt seine Genese in letzter Konsequenz dem Urvatermord, also einem Akt der Grenzüberschreitung, und dessen psychischen Folgen.<sup>36</sup>

Doch zurück zu den reuigen Söhnen: Vom internalisierten Vater unterjocht, widerrufen sie ihre Tat, indem sie zum einen die Tötung des Vaterersatzes, des Totentiers, zum anderen den sexuellen Kontakt mit den Frauen des Clans unter Verbot stellen. Das heißt, sie initiieren ein Tabu-Duo, das Freuds individualpsychologisch entwickeltes ödipales Modell der Subjektwerdung als ein auch auf phylogenetischer Ebene wirksames bestätigt.<sup>37</sup> Zudem kann es als erster Grundpfeiler eines ethisch fundierten, also auf Triebverzicht fußenden,<sup>38</sup> Gesellschaftskörpers gelten und wird über die Jahrtausende zu einem vollständigen System von Einschränkungen ausgebaut. Im Zuge dessen erfährt das zunächst nur dem Totem geltende Tötungsverbot eine Ausweitung zum

allgemeinen ›Du sollst nicht töten‹,<sup>39</sup> wandelt sich der Totem zum Gott, wobei »aus der Wurzel aller Religionsbildung, der *Vatersehnsucht*«,<sup>40</sup> allmählich »echte« Religionen entstehen, darunter die christliche, die uns durch die Tatsache, dass Christus durch seinen Tod die Menschen von der Erbsünde befreite, »zu dem Schlusse [zwingt], daß diese Sünde eine Mordtat war.«<sup>41</sup> Spätestens jetzt liegt die berühmte und nach wie vor als Zumutung empfundene Pointe von Freuds Argumentationsgang offen zutage: Am Anfang der Kultur steht kein auf Vernunft gegründeter Gesellschaftsvertrag, sondern ein »gräßliches, alle unsere Gefühle beleidigendes Verbrechen.«<sup>42</sup> Oder anders formuliert: Den Sprung zum *Homo sapiens* schafft *Homo* als *Homo necans*,<sup>43</sup> als tötender bzw. schlachtender Mensch, der freilich – und dies wird in der Forschung gern übersehen – zur Liebe und damit zu »schöpferischen« Schuldgefühlen ob seiner Mordtat instande ist.<sup>44</sup>

Doch warum kommt es überhaupt zur Mordtat? Welche Erwartungen knüpfen die Söhne an ihr Tun, welchen Zweck verfolgen sie mit ihm? Reicht ihr diesbezüglicher Horizont weiter als die Befreiung von der väterlichen Unterdrückung und das mit ihr verbundene Leid? Wenn ja, haben sie bereits eine neue Gesellschaftsordnung als Ziel vor Augen, als sie sich zu der Tat entschließen, oder erhofft sich jeder einzelne von ihnen, nach dem Tod des Vaters dessen Erbe antreten zu können? Gewiss haben wir von letzterem auszugehen, so Freud, der wiederholt zu bedenken gibt, dass sich der Übergang von der prä-totemistischen Vaterhorde zum totemistischen Brüderelan nicht allein der Gefühlsambivalenz bzw. der dem Vater entgegengebrachten Liebe und Verehrung verdankt, sondern dass darüber hinaus praktische Gründe mit im Spiel sind: »Es ist anzunehmen, daß nach der Vaternötung eine längere Zeit folgte, in der die Brüder mit einander um das Vatererbe stritten, das ein jeder für sich allein gewinnen wollte.«<sup>45</sup> Da aber »kein Überstarker mehr da [war]«,<sup>46</sup> mussten sie schlussendlich zu der Einsicht gelangen, dass allein der Verzicht eines jeden auf die Privilegien des Vaters den Fortbestand der Gruppe garantieren konnte.<sup>47</sup> Gemäß dieser Argumentation kommt es zur Ersetzung der alten Gesellschaftsform durch eine andere, bloß weil die Ersetzung des Urvaters durch einen anderen nicht realisierbar ist, verändert sich alles, weil sich ein kleiner Teil nicht verändern lässt. Wir haben es also erneut mit jener gewissermaßen paradoxen Form von Fortschritt zu tun, die wir oben bereits kennengelernt haben: Da die Rückkehr versperrt ist bzw. der alte Zustand nicht wiederhergestellt werden kann, geht es voran, wobei das utopisch gewordene Einst als unbewusster Sehnsuchtsort stets präsent bleibt.

Deutlich wird dies auch und vor allem in *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*, wenn Freud, an die paläoanthropologischen Überlegungen aus *Totem und Tabu* anschließend, die diversen aufeinander folgenden Surrogate des Urvaters Revue passieren lässt, angefangen beim Totemtier über den Heros sowie den Göttervater des Polytheismus bis hin zum alleinigen und allmächtigen Gott des Monotheismus. Mit letzterem »war die Herrlichkeit des Urhordenvaters

wiederhergestellt, und die ihm geltenden Affekte konnten wiederholt werden«,<sup>48</sup> so der Autor, dessen kurz vor seinem Tod veröffentlichtes Buch auf die folgende, nicht anders als extravagant zu nennende Behauptung zuläuft: Die zwingende Evidenz der beiden großen monotheistischen Religionen, des Judentums und des Christentums, ist ihrer »historischen Wahrheit«,<sup>49</sup> das heißt der Tatsache, geschuldet, dass durch sie die tief ins Menschheitsgedächtnis eingesenkte Erinnerung an die primordiale Tragödie aus ihrer Jahrtausende alten Latenz gerissen und der Urvater, in Gestalt des einen allmächtigen Gottes, erneut in seine Rechte eingesetzt wird. Oder mit Yosef Hayim Yerushalmi: »Die ungeheure Wirkung dessen, was Moses den Israeliten offenbarte, beruhte [...] auf einem Schock des Wiedererkennens, auf dem tiefen Gefühl der Wiedervereinigung und Versöhnung mit dem lange verlorenen Vater, nach dem die Menschheit sich unbewußt immer gesehnt hatte.«<sup>50</sup>

Was bei Freud unerwähnt bleibt, nämlich dass dieses monotheistische Rück- und WiederkehrszENARIO zutiefst unheimliche Züge trägt, ließe sich, und zwar mit Freud selbst, problemlos explizieren. Denn bekanntlich gilt ihm das Unheimliche als »nichts Neues oder Fremdes, sondern etwas dem Seelenleben von alters her Vertrautes, das ihm nur durch den Prozeß der Verdrängung entfremdet worden ist.«<sup>51</sup> Wir freilich verzichten darauf, dieser Spur nachzugehen, und wollen stattdessen wieder verstärkt Kurs auf den Prothesengott nehmen. Zuvor allerdings sei die für unser Argument zentrale Erkenntnis dieses Abschnitts noch einmal in forciert Form herausgestellt: Der von jedem einzelnen gehegte Wunsch, den Urvater zu ersetzen, treibt die Söhne an, diesen umzubringen. Weil aber nach vollbrachter Tat keiner von ihnen imstande ist, die Stelle des Getöteten einzunehmen, wird letzterer, nach dem die Sehnsucht weiterbesteht, durch die Urvaterprothese Gott ersetzt. In gewisser Weise geschieht dies, um das Alte zu reinstallieren, doch entsteht hieraus letztlich das Neue. Einmal mehr bestätigt sich demnach: Prothetik nach Freud ist progressive Regression.

*3. Der Gott Logos und der Prothesengott.* – Sich dem Prothesengott über Freuds Religionstheorie und -psychologie zu nähern, rechtfertigt nicht nur der Begriff selbst, sondern auch der Umstand, dass er im dritten Abschnitt von *Das Unbehagen in der Kultur* fällt. Immerhin gehen diesem zwei Kapitel voraus, in denen sich der Autor mit gedanklichen Nachträgen zu *Die Zukunft einer Illusion* befasst, jener nur drei Jahre zuvor erschienenen Schrift, mit der der geradezu wütende Atheist Freud seine vehementeste Attacke gegen die Religion führt – und zwar als »loyaler Sohn der Aufklärung«,<sup>52</sup> der die klassische aufklärerische Religionskritik eines Ludwig Feuerbach oder Karl Marx mit psychologischen Mitteln fortschreibt und die Glaubens- und Lehrsätze der Kirche als pure »Illusionen« und »Erfüllungen der ältesten, stärksten, dringendsten Wünsche der Menschheit«<sup>53</sup> deklariert. Das religiöse Bedürfnis sei entsprechend nichts

weiter als der Ausdruck einer Vatersehnsucht, die nicht nur, wie in *Totem und Tabu* ausgeführt, phylogenetisch, sondern darüber hinaus ontogenetisch motiviert ist. Das heißt, Gott habe dem Gläubigen zum einen den Vater der menscheitsgeschichtlichen Kindheit, den Urvater, zum anderen den Vater der eigenen Kindheit zu ersetzen. »[D]er schreckende Eindruck der kindlichen Hilflosigkeit«, so führt Freud hierzu aus,

hat das Bedürfnis nach Schutz – Schutz durch Liebe – erweckt, dem der Vater abgeholfen hat, die Erkenntnis von der Fortdauer dieser Hilflosigkeit durchs ganze Leben hat das Festhalten an der Existenz eines – aber nun mächtigeren – Vaters verursacht. Durch das gütige Walten der göttlichen Vorsehung wird die Angst vor den Gefahren des Lebens beschwichtigt, die Einsetzung einer sittlichen Weltordnung versichert die Erfüllung der Gerechtigkeitsforderung, die innerhalb der menschlichen Kultur so oft unerfüllt geblieben ist, die Verlängerung der irdischen Existenz durch ein zukünftiges Leben stellt den örtlichen und zeitlichen Rahmen bei, in dem sich diese Wunscherfüllungen vollziehen sollen.<sup>54</sup>

Unmissverständlich wird deutlich: Was für Gott gilt – dass es sich bei ihm um eine Prothese handelt –, gilt auch für die Religion insgesamt, die sich dem Gläubigen, so Freud, durch Tröstungen empfiehlt, deren »Wirkung [...] der eines Narkotikums gleichgesetzt werden darf.«<sup>55</sup> Ebendies wird in *Das Unbehagen in der Kultur* mit einem der Religion ausgestellten Zeugnis bestätigt, das nicht schlechter hätte ausfallen können: »Ihre Technik besteht darin, den Wert des Lebens herabzudrücken und das Bild der realen Welt wahnhaft zu entstellen, was die Einschüchterung der Intelligenz zur Voraussetzung hat. Um diesen Preis, durch gewaltsame Fixierung eines psychischen Infantilismus und Einbeziehung in einen Massenwahn gelingt es der Religion, vielen Menschen die individuelle Neurose zu ersparen.«<sup>56</sup> Dass diesen Preis zu entrichten die Menschheit immer weniger zu zahlen bereit ist und die Vormachtstellung der Religion zunehmend und, wie er schreibt, unaufhaltsam erodiert, nimmt Freud zufrieden zur Kenntnis. Einmal mehr setzt er dabei Ontogenese und Phylogenese zueinander in Beziehung und behauptet, dass analog zum Kind und dessen Entwicklung von der infantilen Hilflosigkeit zum unabhängigen Erwachsenen auch die Gesellschaft reifen und sich ihre Abkehr von der Religion »mit der schicksalsmäßigen Unerbittlichkeit eines Wachstumsvorganges«<sup>57</sup> vollziehen werde.

Als Katalysator dieses Säkularisierungsprozesses fungiere das wissenschaftliche Denken, das Freud, der durch und durch Wissenschaftsgläubige, mit gehörigem Pathos als Gegengott der Religion, als »Gott Logos«,<sup>58</sup> in Stellung bringt. Unter dessen Ägide, so ist er überzeugt, »[k]önnen wir unsere Macht steigern«;<sup>59</sup> zudem »[wird] [d]ie uns gestellte Aufgabe der Versöhnung der Menschen mit der Kultur [...] weitgehend gelöst werden.«<sup>60</sup> Man sieht: Freuds Abrechnung mit der Religion in *Die Zukunft einer Illusion* geht bruchlos in eine Apotheose der wissenschaftlichen

Ratio über, deren Verdienste für die Kultur, so führt er aus, sich immer deutlicher zu erkennen geben und schon jetzt kaum überschätzt werden können. Dieser – gerade für den alten Freud durchaus ungewöhnliche – Optimismus hat sich freilich wenige Jahre später in *Das Unbehagen in der Kultur*, dem düstersten Buch des Autors, vollständig verflogen bzw. ist der Erkenntnis gewichen, dass das im Titel geführte Leid eine Konstante der *conditio humana* darstellt. Schließlich bestehe keinerlei Hoffnung, dass wir die drei zentralen Leidquellen, »die Übermacht der Natur, die Hinfälligkeit unseres eigenen Körpers und die Unzulänglichkeit der Einrichtungen, welche die Beziehungen der Menschen zueinander in Familie, Staat und Gesellschaft regeln«,<sup>61</sup> zum Versiegen werden bringen können.

Mag Freud die Ablösung bzw. Ersetzung der religiösen durch die wissenschaftliche Weltanschauung auch zumeist – und zumal in *Die Zukunft einer Illusion* sowie der letzten der *Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* – als einen klaren Cut profilieren, so sollte aus dem bisher Gesagten bereits kenntlich geworden sein, dass hiervon allenfalls bedingt ausgegangen werden kann. Im Neuen erhält sich stets das Alte, so auch in diesem Fall, was Freud an anderer Stelle selbst bestätigt. Hingewiesen sei beispielsweise auf den dritten Abschnitt von *Totem und Tabu*, wo der Autor im Stile von Auguste Comtes Dreistadiengesetz die drei bisherigen Weltanschauungen, die animistische bzw. vor-religiöse, die religiöse und die wissenschaftliche, und ihr jeweiliges Verhältnis zur Allmacht der Gedanken in den Fokus rückt, jenes Prinzip also, das die animistische Denkweise, aber auch jene von Kindern und zahlreichen Neurotikern bestimmt, wie Freud unter anderem in seiner Behandlung des »Rattenmannes« feststellen konnte.<sup>62</sup> »Im animistischen Stadium«, so führt er diesbezüglich aus,

schreibt der Mensch sich selbst die Allmacht zu; im religiösen hat er sie den Göttern abgetreten, aber nicht ernstlich auf sie verzichtet, denn er behält sich vor, die Götter durch mannigfache Beeinflussungen nach seinen Wünschen zu lenken. In der wissenschaftlichen Weltanschauung ist kein Raum mehr für die Allmacht des Menschen, er hat sich zu seiner Kleinheit bekannt und sich resigniert dem Tode wie allen anderen Naturnotwendigkeiten unterworfen. Aber in dem Vertrauen auf die Macht des Menschengestes, welcher mit den Gesetzen der Wirklichkeit rechnet, lebt ein Stück des primitiven Allmachtglaubens weiter.<sup>63</sup>

Freud hebt somit die Doppelgesichtigkeit der wissenschaftlichen Ratio hervor, die in den Dienst der Illusionszerstörung und damit der Abkehr vom Vorangegangenen tritt, die zugleich aber auch als Residuum des Einst fungiert. Folglich bestätigt sie, was Freud wieder und wieder und unter anderem im eingangs verwendeten Zitat aus *Der Dichter und das Phantasieren* betont: dass der Mensch höchst unwillig ist, einmal eingenommene psychische Positionen (samt ihrer Lustversprechen) – in diesem Fall den Glauben an die eigene Allmacht – aufzugeben.<sup>64</sup>

Als Produkt der wissenschaftlichen Weltanschauung ist der Prothesengott ein prägnanter Ausdruck dieser Weigerung, was Freud explizit vermerkt, indem er der Einführung des Begriffs eine kurze Reflexion über die menschliche Idealvorstellung von Allmacht und Allwissen voranstellt. Lange Zeit, im religiösen Stadium, hätten sie die Götter verkörpert, die so zu »Kulturideale[n]«<sup>65</sup> avanciert seien. Diesen selbst gerecht zu werden, schicke sich der zum Prothesengott aufgerüstete Mensch derzeitig – natürlich vergebens! – an, um so den theologischen Prozess zu seinem Abschluss zu bringen und damit im Umgang mit Gott gleichsam das zu tun, was einst dem Brüderclan mit Blick auf Gottes Urbild, den Urvater, misslang: nach dem Mord den Ermordeten zu ersetzen.

4. *»Ahead to the past«* oder: *Fazit*. – Überall sieht die freud'sche Psychoanalyse Substitutionslogiken am Werk: So gilt ihr der Traum als »entstellte[r] Ersatz für etwas anderes, Unbewußtes«,<sup>66</sup> das Symptom als »Anzeichen und Ersatz einer unterbliebenen Triebbefriedigung«,<sup>67</sup> das Ichideal als »Ersatz für den verlorenen Narzissmus« der frühen Kindheit, in der der Mensch noch »sein eigenes Ideal war«,<sup>68</sup> und die Kultur als Produkt, das entsteht, weil Anteile des Sexualtriebs unausgelebt bleiben und stattdessen sublimiert werden.<sup>69</sup> Der Sohn will im Bett der Mutter den Vater ersetzen, den der »kleine Hans«, der Protagonist aus der *Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben* (1909), meint, wenn er sich vor Pferden fürchtet.<sup>70</sup> Und schließlich ersetzt, wie wir aus der 1909 erschienenen Schrift *Der Familienroman der Neurotiker* erfahren, die Phantasietätigkeit neurotischer Kinder die leiblichen Eltern gern durch vornehmere – ein Vorgang, der undankbar und treulos erscheinen mag, es aber nicht ist. Vielmehr sei die Ersetzung als »Ausdruck der Sehnsucht des Kindes nach der verlorenen glücklichen Zeit« zu verstehen, »in der ihm sein Vater als der vornehmste und stärkste Mann, seine Mutter als die liebste und schönste Frau erschienen ist.«<sup>71</sup> Hiermit wiederum wird ein Argumentations- und Interpretationsmuster in Anschlag gebracht, das die Ersatzbildung dezidiert mit einem rückwärtsgewandten Begehren versieht, sie also als Veränderung im Dienste der Vergangenheitsrestituierung begreift. Seine schwerlich zu überschätzende Bedeutung für Freuds Sicht auf den Menschen wird sich freilich erst in den nächsten Jahren und Jahrzehnten zur Gänze offenbaren, genauer: in seinen kultur- und religionstheoretischen bzw. -psychologischen Schriften, angefangen bei *Totem und Tabu* über *Die Zukunft einer Illusion* und *Das Unbehagen in der Kultur* bis hin zu *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*. Wie die vorangegangene Auseinandersetzung mit ihnen deutlich gemacht haben sollte, setzen sie alle prominent psychische Bewegungen in Szene, denen eine fundamentale Paradoxie eignet – eine Paradoxie, welche sich in Anlehnung an den Titel von Hollywoods berühmter Zeitreisekomödie *Back to the Future* (Robert Zemeckis, 1985) wie folgt fassen ließe: *Ahead to the past*.

Anmerkungen

- 1 José Ortega y Gasset, *Glanz und Elend der Übersetzung* (1942), in: ders., *Vom Menschen als utopischem Wesen. Vier Essays*, übersetzt von Gustav Kilpper und Gerhard Lepiorz, Stuttgart 1951, 93–130, hier 96.
- 2 Sigmund Freud, *Der Dichter und das Phantasieren* (1908), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 7, Frankfurt/Main 1999, 211–223, hier 215.
- 3 Vgl. Peter Gay, *Freud: Eine Biographie für unsere Zeit*, übersetzt von Joachim A. Frank, Frankfurt/Main 2006 (1989), 480.
- 4 Zur Nikotinsucht Freuds vgl. Max Schur, *Sigmund Freud: Leben und Sterben*, Frankfurt/Main 1982 (1972), 56–82, passim.
- 5 Vgl. hierzu ebd., 431.
- 6 Ernest Jones, *Sigmund Freud: Leben und Werk*, Bd. 3, München 1984 (1957), 119–120. Vgl. zur Prothese und den mit ihr verbundenen Problemen auch Schur, *Sigmund Freud*, 433.
- 7 Vgl. hierzu Marquard Smith, Joanne Morra (Hg.), *The Prosthetic Impulse: From a Posthuman Present to a Biocultural Future*, Cambridge 2006.
- 8 Sigmund Freud, *Das Unbehagen in der Kultur* (1930), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 14, Frankfurt/Main 1999, 419–506, hier 451.
- 9 »Das Leitmotiv dieses Buches«, lässt McLuhan den Leser von *Understanding Media* wissen, »ist der Gedanke, daß alle Techniken Ausweitungen unserer Körperorgane und unseres Nervensystems sind, die dazu dienen, Macht und Geschwindigkeit zu vergrößern.« (Marshall McLuhan, *Die magischen Kanäle: Understanding Media*, übersetzt von Meinrad Ammann, Dresden–Basel 1995 [1964], 142) – Hingewiesen sei darauf, dass neben Freud noch zahlreiche weitere Denker – unter ihnen Ralph Waldo Emerson, Ernst Kapp und Arnold Gehlen – McLuhan bezüglich dessen Körperextensionsthese vorausgingen. Vgl. hierzu Sven Grapp, *Marshall McLuhan: Eine Einführung*, Konstanz 2011, 74–89.
- 10 Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*, 449–450.
- 11 Ebd., 450.
- 12 Ebd.
- 13 »Wenn die Kleidung«, so vermerkt McLuhan, »eine Ausweitung unserer eigenen Haut zur Speicherung und Verteilung unserer Körperwärme und Energie darstellt, so ist die Wohnung ein Kollektivmittel zur Erreichung desselben Zieles für die Familie oder Gruppe. Die Wohnung als Schutz ist eine Ausweitung des Wärmehaushaltsmechanismus unseres Körpers – eine Kollektivhaut, ein Gemeinschaftskleid.« (McLuhan, *Die magischen Kanäle*, 191).
- 14 Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*, 450.
- 15 Zum Mutterleib als Schnuchsort vgl. auch Sigmund Freud, *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (1917), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 11, Frankfurt/Main 1999, 84–85.
- 16 Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips* (1920), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 13, Frankfurt/Main 1999, 1–69, hier 38.
- 17 Ebd., 39.
- 18 Ebd., 44–45.
- 19 Paul Ricœur, *Die Interpretation: Ein Versuch über Freud*, übersetzt von Eva Moldenhauer, Frankfurt/Main 1974 (1965), 298.
- 20 Vgl. hierzu auch Oliver Decker, *Der Prothesengott: Subjektivität und Transplantationsmedizin*, Gießen 2004, 8 und 49.

- 21 Sigmund Freud, *ZeitgemäÙes über Tod und Krieg* (1915), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 10, Frankfurt/Main 1999, 324–355, hier 346.
- 22 Sigmund Freud, *Übersicht der Übertragungsneurosen: Ein bisher unbekanntes Manuskript*, Frankfurt/Main 1985, 76–80.
- 23 Sigmund Freud, *Eine Teufelsneurose im siebzehnten Jahrhundert* (1923), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 13, 315–353, hier 330 und 332.
- 24 Sigmund Freud, *Die Zukunft einer Illusion* (1927), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 14, 323–380, hier 365–366.
- 25 Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*, 459–460, 490 und 502.
- 26 Sigmund Freud, *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 13, 71–161, hier 136–143.
- 27 Sigmund Freud, *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* (1939), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 16, Frankfurt/Main 1999, 186–196 und 239–245, passim.
- 28 Ebd., 244.
- 29 Exemplarisch hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auf Alfred L. Kroeber, einen namhaften und der Psychoanalyse durchaus gewogenen Anthropologen, dessen 1920 erschienene Besprechung von *Totem und Tabu* sich als ungemein wirkungsmächtig erwies und maßgeblich dazu beitrug, dass das Buch nicht nur bei Ethnologen und Anthropologen letztlich bis heute einen schweren Stand hat. Vgl. Alfred L. Kroeber, »*Totem and Taboo*«: *An Ethnologic Psychoanalysis* (1920), in: ders., *The Nature of Culture*, Chicago–London 1972, 301–305.
- 30 Friedrich Kittler, *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*, München 2001 (2000), 200–201.
- 31 Zum Einfluss Darwins auf Freud vgl. Lucille B. Ritvo, *Darwin's Influence on Freud: A Tale of Two Sciences*, New Haven–London 1990.
- 32 Sigmund Freud, *Totem und Tabu: Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker* (1912/13), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 9, Frankfurt/Main 1999, 171–172. Bleibt es in *Totem und Tabu* letztlich offen, ob sein Verfasser mit der Erzählung vom Urvatermord ein singuläres Geschehen postuliert, wird das Narrativ ein Vierteljahrhundert später in *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* als ein Verdichtungsgebilde ausgegeben. Es erzähle, »als ob sich ein einziges Mal zugetragen hätte, was sich in Wirklichkeit über Jahrtausende erstreckt hat und in dieser langen Zeit ungezählt oft wiederholt worden ist.« (Freud, *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*, 186).
- 33 Freud, *Totem und Tabu*, 191.
- 34 Ebd., 173.
- 35 Sigmund Freud, *Das Ich und das Es* (1923), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 13, 235–289, hier 266.
- 36 Diesen Hinweis verdanke ich meiner Kollegin Iris Hermann.
- 37 Hierin Carl Gustav Jung folgend, geht Freud bei seinen Überlegungen von der biogenetischen Grundregel des Zoologen Ernst Haeckel aus, der zufolge die Ontogenese die Phylogenese, das heißt die Entwicklung des einzelnen Lebewesens dessen stammesgeschichtliche Entwicklung, rekapituliert. Gemäß dieser Logik, so Freud, wiederholt die individuelle Psyche in der Kindheit überwundene Entwicklungsphasen der menschlichen Frühzeit, wodurch es uns gestattet sei, Erkenntnisse, die das Seelenleben des Kindes (bzw. das des psychisch zu guten Teilen infantil gebliebenen Neurotikers) betreffen, für das Begreifen der psychischen Fassung des prähistorischen Menschen nutzbar zu machen. Dies in Rechnung gestellt, kann Freud denn auch behaupten, »daß im Ödipus-Komplex die Anfänge von Religion,

- Sittlichkeit, Gesellschaft und Kunst zusammentreffen.« (Freud, *Totem und Tabu*, 188).
- 38 Vgl. hierzu Freud, *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*, 226: »Ethik ist [...] Triebeinschränkung.«
- 39 Vgl. Freud, *Totem und Tabu*, 176.
- 40 Ebd., 178.
- 41 Ebd., 185.
- 42 Ebd., 192. Angemerkt sei an dieser Stelle, dass Freud, indem er vom Urvatermord als einem »Verbrechen« spricht, diesen nach Maßstäben bemisst, die zum Zeitpunkt der Tat noch gar nicht bestanden haben, sondern sich erst als Konsequenz derselben herausbildeten. Als die Bruderschar den Mord beging, war dieser schlicht natürlich. Vgl. hierzu Karsten Fischer, »*Verwilderte Selbsterhaltung: Zivilisationstheoretische Kulturkritik bei Nietzsche, Freud, Weber und Adorno*«, Berlin 1999, 62.
- 43 Vgl. hierzu Walter Burkert, *Homo Necans: Interpretationen altgriechischer Opferriten und Mythen*, Berlin-New York 1972.
- 44 Vgl. hierzu Herbert Will, *Gewalt, Schuldgefühl und Religionsbildung - 100 Jahre nach »Totem und Tabu«*, in: Eberhard Th. Haas (Hg.), *100 Jahre »Totem und Tabu«: Freud und die Fundamente der Kultur*, Gießen 2012, 151-176, hier 156-157.
- 45 Freud, *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*, 187.
- 46 Freud, *Totem und Tabu*, 174.
- 47 Später, in *Das Unbehagen in der Kultur*, wird Freud diese Einsicht zum Ausgangspunkt des Rechts und damit entscheidenden kulturbildenden Schritt erklären: »Das menschliche Zusammenleben wird erst ermöglicht, wenn sich eine Mehrheit zusammenfindet, die stärker ist als jeder Einzelne und gegen jeden Einzelnen zusammenhält. Die Macht dieser Gemeinschaft stellt sich nun als »Recht« der Macht des Einzelnen, die als »rohe Gewalt« verurteilt wird, entgegen. Diese Ersetzung der Macht des Einzelnen durch die der Gemeinschaft ist der entscheidende kulturelle Schritt. Ihr Wesen besteht darin, daß sich die Mitglieder der Gemeinschaft in ihren Befriedigungsmöglichkeiten beschränken, während der Einzelne keine solche Schranke kannte.« (Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*, 454-455).
- 48 Freud, *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*, 242.
- 49 Vgl. hierzu ebd., 236-240.
- 50 Yosef Hayim Yerushalmi, *Freuds Moses: Endliches und unendliches Judentum*, übersetzt von Wolfgang Heuß, Frankfurt/Main 1999 (1991), 62.
- 51 Sigmund Freud, *Das Unheimliche* (1919), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 12, Frankfurt/Main 1999, 227-268, hier 254.
- 52 Peter Gay, »*Ein gottloser Jude: Sigmund Freuds Atheismus und die Entwicklung der Psychoanalyse*«, übersetzt von Karl Berisch, Frankfurt/Main 1999 (1987), 39.
- 53 Freud, *Die Zukunft einer Illusion*, 352.
- 54 Ebd. Hingewiesen sei an dieser Stelle auch auf den Text *Über eine Weltanschauung*, der die *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (1933) beschließt. Klarer als anderswo wird hier der infantile Kern der Religion inklusive der Gottesvorstellung offengelegt, weswegen die entsprechende Passage *in extenso* zitiert sei: »[D]ieselbe Person, der das Kind seine Existenz verdankt, der Vater (richtiger wohl, die aus Vater und Mutter zusammengesetzte Elterninstanz) hat auch das schwache, hilflose, allen in der Außenwelt lauernden Gefahren ausgesetzte Kind beschützt und bewacht; in seiner Obhut hat es sich sicher gefühlt. Selbst erwachsen geworden, weiß sich der Mensch zwar im Besitz größerer Kräfte, aber auch seine Einsicht in die Gefahren des Lebens hat zugenommen, und er schließt mit Recht, daß er im Grunde

noch ebenso hilflos und ungeschützt geblieben ist wie in der Kindheit, daß er der Welt gegenüber noch immer Kind ist. Er mag also auch jetzt nicht auf den Schutz verzichten, den er als Kind genossen hat. Längst hat er aber auch erkannt, daß sein Vater ein in seiner Macht eng beschränktes, nicht mit allen Vorzügen ausgestattetes Wesen ist. Darum greift er auf das Erinnerungsbild des von ihm so überschätzten Vaters der Kinderzeit zurück, erhebt es zur Gottheit und rückt es in die Gegenwart und in die Realität. Die affektive Stärke dieses Erinnerungsbildes und die Fortdauer seiner Schutzbedürftigkeit tragen miteinander seinen Glauben an Gott.« (Sigmund Freud, *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 15, Frankfurt/Main 1999, 175–176) Vgl. in diesem Zusammenhang auch ders., *Eine Teufelsneurose im siebzehnten Jahrhundert*, 330–331 sowie Ernest Jones, der im argumentativen Fahrwasser der freud'schen Religionspsychologie vermerkt: »Das religiöse Leben stellt eine ins Kosmische projizierte Dramatisierung der Gefühle, der Angst und der Sehnsucht dar, die aus der Beziehung des Kindes zu seinen Eltern entstehen.« (Ernest Jones, *Religionspsychologie* [1926], in: ders., *Zur Psychoanalyse der christlichen Religion*, Frankfurt/Main 1970, 7–14, hier 12).

55 Freud, *Die Zukunft einer Illusion*, 372.

56 Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*, 443–444.

57 Freud, *Die Zukunft einer Illusion*, 367. Vgl. auch ebd., 377.

58 Ebd., 378.

59 Ebd., 379.

60 Ebd., 368.

61 Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*, 444.

62 Vgl. Sigmund Freud, *Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose* (1909), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 7, 379–463, hier 450–451, aber auch ders., *Totem und Tabu*, 106.

63 Ebd., 108–109.

64 Vgl. hierzu auch Sigmund Freud, *Zur Einführung des Narzißmus* (1914), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 10, 137–170, hier 161, ders., *Trauer und Melancholie* (1916), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 10, 427–446, hier 430 sowie ders., *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, 178.

65 Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*, 450.

66 Freud, *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, 112.

67 Sigmund Freud, *Hemmung, Symptom und Angst* (1926), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 14, 111–205, hier 118.

68 Freud, *Zur Einführung des Narzißmus*, 161.

69 Hier eine der klassisch gewordenen Darstellungen dieses Sachverhalts: »Er [der Sexualtrieb] stellt der Kulturarbeit außerordentlich große Kraftmengen zur Verfügung, und dies zwar infolge der bei ihm besonders ausgeprägten Eigentümlichkeit, sein Ziel verschieben zu können, ohne wesentlich an Intensität abzunehmen. Man nennt diese Fähigkeit, das ursprünglich sexuelle Ziel gegen ein anderes, nicht mehr sexuelles, aber psychisch mit ihm verwandtes, zu vertauschen, die Fähigkeit zur Sublimierung.« (Sigmund Freud, *Die »kulturelle« Sexualmoral und die moderne Nervosität* (1908), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 7, 141–167, hier 150.

70 Vgl. hierzu Sigmund Freud, *Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben* (1909), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 7, 241–377, passim.

71 Sigmund Freud, *Der Familienroman der Neurotiker* (1909), in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 7, 225–231, hier 231.